

Ueber diesen geheimnißvollen Altar schreibt das Polytechn. Centralbl.: Der bekannte Esfiner des nach ihm benannten Heronsballes, Heron von Alexandrien (um 120 vor Christi Geburt), hat eine größere Anzahl von Dampfmaschinen konstruiert; besonders interessant war eine derselben, welche dazu dient, den der Gottheit Opfern das in einer durch eine Doppelthür verschlossenen Altarritze angebrachte Bild der Gottheit selbstständig zu zeichnen, sobald die Opferung dargebracht war. Das genannte Bild führt eine Abbildung vor, in der man im Hintergrunde das den Augen der Opfern die gezeigte Götterbild sieht; die Thüren der Ritze sind weit geöffnet, denn sie sind durch den Einstuß der Wärme der auf dem Altar lebenden Flamme in ihren Angeln gedreht. Diese das Gemüth der Anbeter zu heiligen Schauer erfüllende Wirkung erreichte Heron auf folgende ganz „natürliche“ Weise: Der Fuß des Altars ist höhl, und unter dem Opferraum befindet sich ein kleiner doppelter Boden. Sobald die auf dem Altar angezündete Flamme auflodert, erwärmt sich die in dem hohen Rufe des Altars enthaltene Luft, dehnt sich aus und tritt mittels eines durch den Boden abwärts führenden Rohres in eine zum Theil mit Wasser gefüllte höhlige Röhre. Durch die zunehmende Wärme dehnt sich die in die Röhre überleitende Luft so stark aus, daß sie im Stande ist, das in der Röhre enthaltene Wasser durch ein sphonaria gebogenes Rohr in einen offenen Kessel hinüberzubringen. Dieser Kessel ist an zwei Stellen aufgehängt, welche derartig um die beiden Dreiecken der Altarflügel geschlossen sind, daß, sobald der Kessel in Folge des in ihm eintretenden Wasserdampfes sinkt, die Schwere des angehängten Gegenstandes überwinden wird und die Thürlügel sich öffnen, wodurch das Bild der Gottheit sichtbar wird. Nach dem Erlöschen der Flamme tritt eine Abkühlung der in dem Kessel enthaltenen Luft ein. Die Folge hiervon ist, daß das in der höhligen Röhre sich befindende Wasser in den Kessel übergetretene Wasser durch das sphonaria zurückfließt. Der Kessel kann nun nicht mehr das Gegenstand in sich überwinden, welches an entgegenesetzt um die Dreiecken der Thürlügel abgewandten Stellen aufgehängt ist und nunmehr die Altarthüren wieder schließt, das Bild der Gottheit den Augen entziehend, bis ein neues Opfer die geheimnißvolle Wirkung wiederum hervorbringt.

Blond und brünett.

Es ist sonderbar, daß die Sympathie der Dichter und Künstler fast immer den blonden, helläugigen Menschenkindern zugeordnet war. Obwohl bei den alten Griechen die vorherrschende Haarfarbe schwarz war, spricht Homer (nach Windelmann) nur von blonden Haaren. In einer Studie der „Quarterly Review“ über Shakespeares findet sich die Bemerkung, daß der große britische Dichter nur zweimal in seinen Stücken schwarzes Haar erwähnt. Die großen Meister der Renaissance malten fast ausschließlich blonde Schönheiten (Tizian hat ein einmala Mal eine dunkle Gestalt gemalt). Apollo war blond und an Alexander dem Großen wird immer wieder, als wäre es ein geborener Ruhm, sein blondes Haar besungen. Kriemhild und Siegfried im Nibelungenlied sind blond, Goethe's Gretchen ist blond, Petrarca's Laura war eine helle Dame und das französische Volkslied kennt (nach einer Bemerkung Taine's) fast nur blonde Mädchen. Wo ein Dichter dunkle Menschen einführt, verportieren sie fast immer das böse Prinzip — eine Schablonen-Psychologie, die den widerprüchlichsten Charakter so sehr argert, daß er in keinen Erzählungen durchwegs die Sache umkehrt. Die neueren Dichtung hat sich von den ausgesprochen guten und bösen Menschen abgewandt, sie zeichnet mit Vorliebe Gestalten, bei denen Tugenden und Schwächen — wie es bei dem Durchschnittsmenschen immer der Fall ist — hübsch bunt gemischt sind. Kriemhild hat sie sich die Vorliebe für das Blonde bewahrt und Haderac steht mit seinen schwarzen Engeln und seinen blonden Heren ziemlich einsam da. Die größere Fülle von Licht fällt noch immer auf die hellen Gestalten. Vielleicht kommt das daher, daß jeder Schaffende eben von dem Trieb nach möglichst treuen sinnlichen Ausdruck beherrscht wird und daß ihm da unwillkürlich für alles Idealische immer das Gold der Sonne und das Blau des Himmels als der Wahrheit am nächsten kommende Farben vorkommen. In Wirklichkeit hat die Farbe des Haars und der Augen mit dem Charakter bekanntlich recht wenig zu thun — und das ist gut, denn sonst wäre es mit der Menschheit bedenklich abwärts. Nach den neuesten statistischen Erhebungen ist es nämlich zweifellos, daß der blonde Typus immer seltener wird. Das wurde in Frankreich, England, Deutschland, Desterreich und der Schweiz nachgewiesen. Mit dem „blonden Germanentum“ sieht es schon recht traurig aus, da bei uns auf hundert Personen nur mehr anderndreißig blonde kommen. Die Ursache dieser Erscheinung ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß bei der Vermischung der Rassen die dunklen Farbstoffe — wie ja auch sonst — die härteren sind.

A w i f g i g t e u n d a c h t e b a r e Arten von Erbschwämmen gibt es in den Ver. Staaten.

Nummerose von E. M. An einem nebligen Novembertage saß in seinem Speisezimmer in K., einem belebten Vorort einer bekannten Haupt- und Residenzstadt, Herr Karl, in Gesellschaft seiner Frau und jungen Tochter behaglich seinen „Zausenaffen“ nehmend. Herr K. ist im gedachten Vorort eine seit langen Jahren ansässige und geachtete Persönlichkeit, Hausbesitzer und Gemeinderath und erfreut sich bei Hoch und Niedrig einer allgemeinen Beliebtheit, sowie er als milder Wohlthäter von den Armen sehr geschätzt wird. Um so mehr mußte es sowohl ihm als seinen Damen auffallen, daß plötzlich im grauen Lichte des Novembertages auf dem gegenüberliegenden Trottoir ein dort sonst nie sichtbarer Schutzmann erschien und die im hochparterre befindliche Wohnung des Rentiers, fortwährend auf und ab patrouillirend, scharf beobachtete. „Schau“, sagte Herr K. aufmerksam werdend zu seiner Gattin, „schau, der Schutzmann geht da schon fünf Minuten hin und her, begafft unser Haus! Sollte was nicht in Ordnung sein? Aber was? Da! jetzt kommt er ja über die Straße, direkt auf unser Thor zu — da läutet er schon an — geh hinaus, Mari, und frag' ihn, was er will.“ Das folglose Lächeln eilte schleunigt von Neugierde getrieben hinaus, während die Alten in einer gewissen Unruhe ihre Rückkehr erwarteten, denn jede polizeiliche Intervention erweckt auch beim solidesten Staatsbürger ein kleines Unbehagen: vor kann denn jede kleine Unterlassungsfünde wiffen! Mari kam später, als man dachte, zurück und mit ziemlich verlegenem Gesichtsausdruck. „Es geht unsern Karl an, Papa“, rief sie ein wenig ängstlich, „ach Gott! wenn der nur nichts angestellt hat! — Angestellt? Der Karl? Frauen Vater und Mutter wie aus einem Munde, „unser braver Sohn? ja, wie so denn?“ — „Der Schutzmann“, berichtete Mari betreten, „hat mich gefragt, wann der Karl geboren sei, wann er zum Militär gekommen und wie lange er schon wieder zu Hause sei und was er jetzt für eine Beschäftigung habe. Das hat er sich alles in sein Visirlein notirt und dann gefragt: „Ja, ich danke es ist schon out!“ Und dann ist er wieder gegangen.“ „Selbst!“ meinte Herr K. etwas beunruhigt, „wozu diese geheimnißvolle Fragerei? Sollte uns Karl aus seiner Militärzeit irgend eine Dummheit verschwiegen haben? Oder liegt eine insame anonyme Denunziation vor? Hat sich der Junge jemand zum Feind gemacht?“ — „Ach, ängstige Dich nur nicht gleich“, beschwichtigte ihn seine Gattin; „vielleicht ist es wegen der Volkskündigung! — Lächerlich, die erst nächste Jahr ist! und soll unser Karl allein gekündigt werden?“ brummte Herr K., „Rein, das Ding kommt mir nicht geheimer vor; da liegt irgend eine Nummer vor; ich will doch lieber Mal gleich auf's Bürgermeisterei gehen und meinem alten Freund E., dem Bürgermeister, die Sache erzählen.“ Besagt gethan; da der Monsieur Karl, den diese Sache zunächst betrafte, auf einer kleinen Reise begriffen und seine Adresse für einige Tage unbekannt war, so entschloß sich sein etwas nervöser Papa, der Affaire allein selbst nachzuspüren und trug seine alten auten Freund, dem Bürgermeister, den er noch im Bureau traf, den Fall vor. „Es ist mir amtlich rüber nichts bekannt“, sagte das Gemeindevorhaupt mit würdiger Freundlichkeit; „es gibt aber so viele schlechte Menschen auf dieser Welt! — wer weiß, was sie Deinen braven Jungen anbahnen wollen; weißt Du was? geh' mit auf's Polizeikommissariat, da werden wir ja gleich auf den Grund der dummen Geschichte kommen.“ Dem auf dem Polizeibureau dienstthuenden Beamten war aber von irgend einer gegen Herrn K. jr. angeordneten Amtshandlung auch nichts bekannt. Man wollte also den betreffenden Schutzmann, Major mit Namen, welcher zu der angegebenen Stunde in der Nähe des K.'schen Hauses Strafpendienst gehabt hatte, ermitteln und befragen. Derselbe war jedoch inzwischen abgelöst worden und nun als dienstfrei nicht zu finden; eine Nachfrage in seiner Wohnung ergab, daß er dort nicht länger gewesen, als er zum Wägen seiner Uniform gebraucht habe; er sei dann in Zivilkleidern, mit seiner Frau wahrscheintlich, in die Pfleßiden gefahren. „Da fällt mir ein, daß heute früh von der Polizeidirektion ein geheimes Telegramm an den Herrn Oberkommisär gekommen ist“, meinte jetzt der Beamte, nachdenklich werdend; „der Herr Oberkommisär hat dann, wie mir scheint, dem Mann einen Auftrag gegeben; vielleicht hängt das mit dem Vorfall hier zusammen — ich will den Herrn ja keinen Schaden einjagen, aber möglicherweise ist ein geheimer Verfaßbefehl gegen den jungen Mann direkt von der Direktion aus in Vorbereitung — am besten wäre es, wenn die Herren, da der Herr Oberkommisär leider auch abwesend ist, gleich selbst beim Herrn Polizeipräsidenten eine private, durch die Ungelegenheit des Falles ja gerechtfertigte Anfrage vorbrächten!“ „Geheimer Verfaßbefehl — direkt von der Polizeidirektion! O grundstücker Himmel! Mein Sohn! Und mir das? Mir, dem alten K., der seit dreißig Jahren hier in Ehren lebt? O, mein Gott, mein Gott — mir zit-

lern die Knie! Aber Sie haben Recht, Herr Commissär, in diese fürchterliche Geschichte muß rasch und ohne einen Augenblick Verzug volle Klarheit kommen!“ — Eine halbe Stunde später tauchte Herr K., begleitet vom Bürgermeister, im Flacker in die Pfleßiden. Trotz der vorgerückten Stunde empfing der Polizeipräsident, durch die dringende Bitte des ansehenden Bürgermeisters veranlaßt, den Besuch der beiden alten Herren mit Wohl. „Von mir persönlich ist kein Befehl nach K. ergangen und da jetzt die Bureau bereits geschlossen sind, so ist es kaum möglich, heute noch zu erfahren, von welcher Dienststelle aus der Auftrag erangenen ist; ich will aber morgen früh soalich nachforschen lassen. Sollten freilich gegen Ihren Sohn gravierende Momente vorliegen, so wird es mir zu meinem Bedauern nicht möglich sein, die Amtshandlungen in irgend einer Weise zu fördern!“ — Guten Abend, meine Herren!“ Das war ein trauriger Abend für die Familie K. Die beiden Damen sahen leise schluchzend über ihre Näherer gebeugt und der Herr Papa, welcher halbtodt vor Aufregung und Ermüdung aus der Residenz zurückgekehrt war, lag, den Kopf mit einer Comresse umwickelt, stöhnend auf dem Sopha. Uritze, die Köchin, räumte ebenfalls meined das unerbittlich geliebte Nachstehen wieder hinaus, dann lief sie rasch auf einen kleinen Kasten zu, nebenan gelegenen, wo ihr Liebling als Knecht diente. Denn dem wenigstens mußte sie doch die entscheidende Geschichte mittheilen, sonst hätte es ihr ja das Herz abgedrückt. Der Garcon, hocherfreut, seinen Gästen als willkommenes Beilage zum Bier eine solche sensationelle Neuigkeit aufzutischen zu können, erzählte natürlich ohne einen Augenblick zu verlernen, die Mär unter Zugabe einiger Aufputzes mit fliegendem Athem: Der junge K. hat sich, als er noch beim Militär stand, dort eine verfrachte Sauce eingekauft, wean der er erst jetzt „hopp genommen“ werden soll! Die Polizei habe ihn schon heute „aufgehoben“ wollen, er sei aber verschwinden. Wahrscheinlich habe er schon Lunte gerochen und sei überlaut, ob er überhaupt noch mal zurückkäme. Sein Vater sei sofort mit dem Bürgermeister bis zum Polizeipräsidenten gedrungen und habe infolge seiner Gnade und Schonung gebeten — alles umsonst! sowie der Delinquent zu Stande gerückt wäre, wird er eingesperrt und vor weiß, was ihm dann noch geschieht! — Unter den Gästen befand sich auch Herr M., ein wohlhabender Bädermeister, zu dessen Tochterlein Elvira Monsieur Karl K. schon seit einiger Zeit in zarten aber noch nicht officiell sanktionirten Beziehungen stand, der da wieder an dem noch so sehr jugendlichen Schwiegersohn in sie seinen reichlichen Gefallen zu finden vermochte. „Herr M. verließ nach der Erzählung des Kellers gleich ostentativ das Gasthaus, eilte nach Hause und widmete seiner darob zum Tode ergründeten Tochter folgenden angedehnten Nachsatz: „Dein Liebling ist ein Lump, mein Töchterlein! Morgen wird er eingesperrt, wenn er nicht schon irgendwo im Wasser liegt!“ Was aus dem Kopf den Karl! Verstanden?“ — Gefühlvoller Geber! Gerne wirst Du der unglücklichen Elvira! mildevollste Tränen öffnen! Nichts dauert ewig, und so verging auch diese den Familien K. und M. so fürchterliche Novembertag. Hell und freundlich strahlte am Morgen die Winter Sonne und brachte neue Hoffnung in die bekümmerten Herzen. Eben wollten sich K.'s zwar noch kaum und traurig, aber doch schon geföhrt, zum Kaffeetisch setzen, als plötzlich die Hausglocke erklang und gleich darauf laut lobendlich in's Zimmer klang: „Um Gottes willen, der Schutzmann! don gehen sieh' schon wieder draußen.“ „Was will er?“ rang es sich mühsam aus des Rentiers Mund, während alle drei zitternd die Tünnen niederstellten. „Er sagt, er müsse den anändigen Herrn gleich sprechen — ach Gott! er ist ja so verlegen und gittert fast ein bisschen“ er meinte: „ist der alte Herr sehr jährrig? ich muß ihm was sagen, was mir schwer fällt!“ — Laut auf schluchzten Frau und Tochter, Herr K. aber winkte lebend mit der Hand: er soll herintommen! der verdregelte Blick des alten Herrn aber sagte deutlich: „ob der Thäter meines Sohnes muß ich mit Ansehen in die Grube fahren — o, Karl, Karl! vielleicht bist Du gar — ein Mörder!“ Einen Augenblick später stand der Schutzmann im Zimmer, salutirte verlegen und lüchlich und sagte dann mit zitternder Stimme: „Mich fordert der Herr Commissär — ich habe heute freitrag einen fürchterlichen Rüssel abgetriegt — es liegt ein Mißverständniß vor — ich habe gestern das Fräulein wegen dem Herrn Bruder gefragt — das ist falsch aufgefaßt worden — ich — ach — ich wollte ja bloß seine Nummern wiffen!“ „Seine Nummern wollten Sie wissen?“ bauschten verständnißlos zugleich alle drei K.'s, nur der an der Thür stehenden Uritze schien ein Licht aufzukommen. „Um ja, seine Nummern“, stotterte der Polizist. „Meiner Schwiegermutter, die den Herrn Karl kennt, hat nämlich gestern Nacht so sehr schlaflos von ihm geträumt, daß sie seine Nummern“, also Alter und sonst die wichtigsten Lebensdaten, in die Kartei setzen wollte. Da hat sie mir nun seine Karte gelassen, bis ich die Num-

mern erfragt habe. — Das ist das Ganze — entschuldigen, wenn ich gehört habe!“ Und ohne noch eins von den K.'schen, welche wie erstarrt und betäubt dastanden, die physische Möglichkeit gefunden hatte, sich zu bewegen, oder nur zu sprechen, hatte er rasch saluirt und — fort war er! — Das Dienstmädchen der Zukunft. Während in all den letzten Jahren das Dienstmädchen-Thema für die Mehrzahl der Hausfrauen zu dem brennenden Tagesfragen gehört, ist das selbe jetzt fast vollständig in den Hintergrund gedrängt worden. Sollten auch daran die schlechten Zeiten Schuld sein? Wahrscheinlich! Auf der einen Seite mögen die Damen einsehen gelernt haben, daß es im menschlichen Dasein noch viel wichtigere Veranlassung zur Unzufriedenheit und Klage geben könne, als die Dienstbotenmissethaten mit sich brachte, und auf der anderen Seite mögen die dienenden Geister wieder einsehen gelernt haben, daß es in ihrem Dasein noch lange nicht so viel wichtige Veranlassung zur Unzufriedenheit und Klage geben könne, als in der arduen Misere des übrigen Arbeiterstandes. Der jegliche schreckliche Nothstand in sämtlichen Branchen der männlichen und weiblichen Arbeiter offenbar dem Dienstboten, daß er im Vergleich mit allen Anderen verhältnismäßig den sichersten Erwerb hat. Es sind lange nicht solche Heere von Dienstboten arbeitslos wie andere Arbeiter, also ungleich weniger weibliche und männliche Diener entlassen worden, als Arbeitskräfte in den Fabriken und Verkaufsläden überflüssig geworden. Und so viel mit betannt, ist auch für Hilfe im Hause feinerlei bedeutende Lohnreduktion eingetreten, trotzdem das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, schon wegen der vielen Leberläufer aus anderen Berufsarten sich auch sehr zu Ununfiken der Dienstboten ändern mußte. Alle diese Momente zusammengekommen dürften auf die dienende Klasse ihren Einfluß dahin wohlthätig geltend gemacht haben, daß diese selbst mit ihrem Geschick zufrieden geworden und daß sie wahrscheinlich in Folge dessen auch ungleich mehr wie in früheren Zeiten bemüht ist, die Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber zu erlangen. Am Hinblick auf die Noth so vieler Tausende, die gerne noch so schwer arbeiten wollten, wenn sie nur Gelegenheiten dazu finden könnten, muß ihr die eigene Arbeit weniger drückend, die Nothwendigkeit der eigenen strengen Wüthterfüllung als kein so großes Unheil mehr erscheinen, und sie magt sich auch nicht mehr wie in den guten Zeiten des Uebermuths, geföhlt auf ihre vermeintliche Unerschlichkeit, allzukühne Rechte und Freiheiten an, welche eben mit der Ausübung eines unfreien Berufes unvereinbar sind und bleiben werden. Die Frau in China. In keinem anderen Theile der Erde bürt die Frau einer solchen Mißhandlung sehr unangenehm empfanden, wie im Reiche der Mitte, wie sich China mit Vorliebe selbst bezeichnen. Saat doch ein chinesisches Sprichwort: „Besser ein schlechter Sohn, als eine geistreiche Tochter.“ Deswegen wird die Geburt einer Tochter bei den Chinesen als ein Familienunglück betrachtet. Sehr bezeichnend ist es aber, was ein russischer Seemann über eine Weile durch China darüber zu erzählen durch: „Als ich einst einen Spoziergang durch die Umgegend der süd-chinesischen Großstadt Fu-Schau machte, — so erzählt der Seemann — da kam ich an einem großen Teich vorbei, an dessen Ufer eine für mich unleserliche Aufschrift an einer Tafel angebracht war. Rathlos stand ich vor der Geheimchrift, bis mein chinesisches Führer mit den Inhalt derselben erklärte. Dieser Inhalt lautete kurz: „Es ist verboten, in diesem Teich Mädchen zu erlösen.“ Der Erzähler braucht noch kaum hinzuzufügen, daß ihm dabei ein Schauer überlief, und daß er sich sofort ein hübsches Kapital zu ersparen, welches er dann in den Stand setzt, weit eher ihre Selbstständigkeit zu erlangen, als ihren eigenen Herd zu gründen, als das Lobdankend, dessen ganzer Verdienst meist für bessere Kleider, aber geringes Essen und das notwendige Fahrgeld aufgeht. Jedes vernünftige Dienstmädchen wird sich klar darüber sein, daß es mit den größten Vortheilen ihrer Stellung auch die damit verbundenen Nachtheile in den Kauf nehmen muß, und daß die relativ größere Freiheit der Haberdmädchen und Lebensmannellen unverhältnismäßig theuer bezahlt sind. Es will mir daher ganz ungerecht fertigt erscheinen, wenn unter den jetzt eben beschriebenen Verhältnissen, eine amerikanische tüchtige Schriftstellerin, Mrs. Kate Gamet Wells, den Zeitpunkt für passend erachtet, Rathschläge zu ertheilen, welche ihrer Ansicht nach unbedingt dazu erforderlich sind, um die traurige Lage des dienenden Standes zu verbessern, sein Leben zu einem erträglichen zu gestalten. In ihrer Abhandlung über das „Dienstmädchen der Zukunft“ willerst die fortschrittliche Dame zu allererst die Klagen hinsichtlich an die Frontseite der Häuser verlegt zu sehen, damit den darin beschriebenen Mädchen Gelegenheit gegeben werde, die Vorgänge auf der Straße zu beobachten und die Vorübergehenden betrachten zu können, eine Beschäftigung, der jetzt die Dame des Hauses allein obliegt. Auch sollte sich in jeder Küche ein hübsches Sopha befinden, nicht etwa ein altes mit gebrochnen Federn, sondern ein anständig neues und ferner bequeme Arm- und Schaukelstühle zum beliebigen Ausruhen und Geselshalten der Kunden. Als zweiten Punkt wird den Hausfrauen ein hübscher rüchsiges Bettzeug empfohlen. Ferner sollte es den Mädchen vollständig frei stehen, ihre Abende nach Belieben außer dem Haus zu verbringen, denn Unterhaltung und Zerstreung sei der Gesundheit äußerst zuträglich. Es wäre gar kein Wunder, daß so viele Mädchen die Hausarbeit verabscheuten, wenn ihre noch so vorzüglichen Leistungen sie doch nicht dazu berechtigte ohne vorher eingeholte Erlaubnis auszugehen und sie überdies zwingt, zu einer bestimmten Stunde heimzukehren. Als dritter Punkt wird empfohlen, den Dienstmädchen volle Aube- und auch jene von Don Carlos gerühmte Gedankenfreiheit zu gewähren, auch ihnen das Recht zu ertheilen, ihre Meinung ebenso unbedenklich und unerschrocken auszusprechen, wie es die heiligen zu thun berechtigt sind. Man'sch kleinlein tiefer Wahrheit und echter Menschenfreundlichkeit ist in all diesen und noch anderen ähnlichen guten Rathschlägen enthalten. Ich fürchte nur Eines, daß, wenn der Stand der Dienstmädchen wirklich zu einem der ersten anderen Arbeiterinnen so vortheilhaft ausgezeichneten Berufsweige gestaltet werden wird, eine solche Anzahl von jungen Damen sich zur Ausübung desselben herandrängen werden, daß es noch schwerer würde als es heute schon ist, auch Stellungen für alle solche vorzuzugle Arbeit Suckende zu schaffen. Und welches Mädchen würde je so unvernünftig sein, ein derartig freies Dienstarbeitsleben zu B. mit dem Joch der Ehe zu vertauschen. Außerdem glaube ich kaum, daß es sehr viele Männer gibt, die solche Lebensgefährtinnen finden, welche gewohnt sind zwischen Angebot und Nachfrage, schon wegen der vielen Leberläufer aus anderen Berufsarten sich auch sehr zu Ununfiken der Dienstboten ändern mußte. Alle diese Momente zusammengekommen dürften auf die dienende Klasse ihren Einfluß dahin wohlthätig geltend gemacht haben, daß diese selbst mit ihrem Geschick zufrieden geworden und daß sie wahrscheinlich in Folge dessen auch ungleich mehr wie in früheren Zeiten bemüht ist, die Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber zu erlangen. Am Hinblick auf die Noth so vieler Tausende, die gerne noch so schwer arbeiten wollten, wenn sie nur Gelegenheiten dazu finden könnten, muß ihr die eigene Arbeit weniger drückend, die Nothwendigkeit der eigenen strengen Wüthterfüllung als kein so großes Unheil mehr erscheinen, und sie magt sich auch nicht mehr wie in den guten Zeiten des Uebermuths, geföhlt auf ihre vermeintliche Unerschlichkeit, allzukühne Rechte und Freiheiten an, welche eben mit der Ausübung eines unfreien Berufes unvereinbar sind und bleiben werden.

den Ausruhen und Geselshalten der Kunden. Als zweiten Punkt wird den Hausfrauen ein hübscher rüchsiges Bettzeug empfohlen. Ferner sollte es den Mädchen vollständig frei stehen, ihre Abende nach Belieben außer dem Haus zu verbringen, denn Unterhaltung und Zerstreung sei der Gesundheit äußerst zuträglich. Es wäre gar kein Wunder, daß so viele Mädchen die Hausarbeit verabscheuten, wenn ihre noch so vorzüglichen Leistungen sie doch nicht dazu berechtigte ohne vorher eingeholte Erlaubnis auszugehen und sie überdies zwingt, zu einer bestimmten Stunde heimzukehren. Als dritter Punkt wird empfohlen, den Dienstmädchen volle Aube- und auch jene von Don Carlos gerühmte Gedankenfreiheit zu gewähren, auch ihnen das Recht zu ertheilen, ihre Meinung ebenso unbedenklich und unerschrocken auszusprechen, wie es die heiligen zu thun berechtigt sind. Man'sch kleinlein tiefer Wahrheit und echter Menschenfreundlichkeit ist in all diesen und noch anderen ähnlichen guten Rathschlägen enthalten. Ich fürchte nur Eines, daß, wenn der Stand der Dienstmädchen wirklich zu einem der ersten anderen Arbeiterinnen so vortheilhaft ausgezeichneten Berufsweige gestaltet werden wird, eine solche Anzahl von jungen Damen sich zur Ausübung desselben herandrängen werden, daß es noch schwerer würde als es heute schon ist, auch Stellungen für alle solche vorzuzugle Arbeit Suckende zu schaffen. Und welches Mädchen würde je so unvernünftig sein, ein derartig freies Dienstarbeitsleben zu B. mit dem Joch der Ehe zu vertauschen. Außerdem glaube ich kaum, daß es sehr viele Männer gibt, die solche Lebensgefährtinnen finden, welche gewohnt sind zwischen Angebot und Nachfrage, schon wegen der vielen Leberläufer aus anderen Berufsarten sich auch sehr zu Ununfiken der Dienstboten ändern mußte. Alle diese Momente zusammengekommen dürften auf die dienende Klasse ihren Einfluß dahin wohlthätig geltend gemacht haben, daß diese selbst mit ihrem Geschick zufrieden geworden und daß sie wahrscheinlich in Folge dessen auch ungleich mehr wie in früheren Zeiten bemüht ist, die Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber zu erlangen. Am Hinblick auf die Noth so vieler Tausende, die gerne noch so schwer arbeiten wollten, wenn sie nur Gelegenheiten dazu finden könnten, muß ihr die eigene Arbeit weniger drückend, die Nothwendigkeit der eigenen strengen Wüthterfüllung als kein so großes Unheil mehr erscheinen, und sie magt sich auch nicht mehr wie in den guten Zeiten des Uebermuths, geföhlt auf ihre vermeintliche Unerschlichkeit, allzukühne Rechte und Freiheiten an, welche eben mit der Ausübung eines unfreien Berufes unvereinbar sind und bleiben werden.

„Gut, Herr Schwarz?“ fragt die Alte. „Nanu, Herr Schwarz?“ sagt die Unglückliche. „Soll ich die Suppe hinaustragen?“ „Wie kann Dir so etwas einfallen, Martha? Antonie muß jeden Augenblick kommen. Wann ging sie aus und wohin ging sie?“ „Das Fräulein ging wie gewöhnlich um ein Uhr fort, um ihr Klavierstunden zu nehmen. Der Weg hin und zurück erfordert wohl eine Stunde, und sie tritt dabei um drei Uhr zurück.“ „Und jetzt ist die Uhr schon fünf Minuten über halb vier.“ „Nun, es gibt auf der Straße junge Herren, welche hübschen Damen nachgehen und ihnen galante Komplimente in die Ohren raunen.“ fuhr Martha fort. „Antonie würde schon wissen, einen zutreffenden Rerl auf richtige Weise von sich fern zu halten. Ich habe sie auf amerikanische Art zur Selbstständigkeit erzogen lassen — das ist meine Freude.“ „Wirklich? Auf amerikanische Art?“ — Ja, das ist wohl möglich. Ich bin zwar nur ein einfältiges altes Mädchen, aber ich begreife gar nicht, wie man ein junges Mädchen allein auf der Straße laufen lassen kann.“ „Laufen! Aber, Martha, Du sehest ja selbst, daß Antonie sich durchaus nicht beist.“ „Das nimmt kein gutes Ende, sage ich Ihnen, und das ist Ihre Schuld mit Ihrer amerikanischen Erziehung.“ Schwarz hatte plötzlich einen Entschluß gefaßt. „Martha, trage die Suppe hinaus“, sagte er, „und gib mir meinen Hut und Stock. Ich will ihr entgegen gehen!“ Die Haushälterin nimmt brummend die Suppenschüssel und trägt sie hin aus, dann holt sie den Kopf ihres Herrn herbei, aber in demselben Augenblick erklingt die Glocke im Korridor. „Antonie endlich!“ ruft der Vater, indem er den Kopf wieder auszieht. Das junge Mädchen tritt ein. Achtzehn Jahre, zwei Reihen blendend weißer Zähne, eine schlanke Figur, ein hübsches Gesicht, keine Krüppe, schöne Hände, reizende Bewegungen — kurz, eine entzückende Erscheinung. In ihrer Toilette eine große Fülle von Banden, Spitzen, Federn und Blumen. „Nanu, bist Du endlich da?“ sagt der Vater in mütterlicher Zorn, indem er sich an den Tisch setzt und die Serviette ausbreitet. „Vater, ich muß Dir sagen...“ „Zu Tisch, vor allen Dingen, zu Tisch! Du kannst mir beim Essen Deine Verpätung erklären.“ „Aber Du weißt nicht, Vater, was geschahen ist. Ich habe ein kleines Abenteuer erlebt.“ „Ein Abenteuer?“ ruft Herr Schwarz, indem er sich im Stuhl zurücklehnt, während Martha ihm einen Blick zuwirft, der gleichzeitig einen Triumph und einen Vorwurf ausdrückt und deutlich zu sagen schien: Sagte ich das nicht? „Die Sache ist sehr einfach, Vater, und es ist meiner Ansicht nach gar nicht nöthig, daß Du mich so streng anschaust und mit tiefer Stimme sprichst. Ich hatte mein Portemonnaie vergessen. Ich bemerkte es nicht eher, als bis der Schaffner vor mir stand und das Fahrgeld verlangte. Was sollte ich sagen? Ich war vor Verlegenheit und Schred ganz roth im Gesicht geworden. Der Schaffner hand immer noch mit ausgestreckter Hand vor mir und wartete auf das Fahrgeld, als in demselben Augenblick ein eleganter junger Herr, der neben mir saß, so lebhaft und so züchtig Pfennige für mich zu bezahlen.“ „Das ist reizend, Antonie! Auf welche Weise willst Du dem jungen Mann die zwanzig Pfennige zurückgeben?“ „Ich habe ja keine Karte bekommen. Vater, hier ist sie. Du kannst selbst sehen, Adolf Müller, Secretär im Ministerium des Innern.“ Schwarz warf jedoch ärgerlich seine Serviette auf den Tisch und sagte: „Martha, hole mir eine Droschke. Ich will zu diesem Herrn Müller fahren, ihm seine zwanzig Pfennige zurückgeben.“ Herr Schwarz hat seinen Rod angezogen den Hut aufgesetzt und wird immer ärgerlicher. „Der Wagen hält vor der Thür“, sagte Martha, „aber der Kutscher sagte, er könne nur eine Tour fahren, weil er später bestellt ist.“ „Nun, dann werde ich zur Rückfahrt einen andern Wagen nehmen.“ Nachdem Herr Schwarz das Haus verlassen hat, erzählt Fräulein Antonie ihrer „alten Freundin“, daß sie Herrn Müller schon viel länger gekannt habe, als sie ihrem Vater eingestanden hatte, daß er jeden Mittag in demselben Pferdebesahmmagen eingekiegt sei, daß sie sehr wohl bemerkt habe, daß sie seine Aufmerksamkeit erwecke u. s. w. „Na, das ist eine nette Geschichte!“ rief die erschredete Haushälterin. „Indes geht Herr Adolf Müller in seiner Zungegehemwohnung auf und ab, als es plötzlich an der Thür klopfte und ein bider Herr, einen Stod in der Hand und den Hut schräg auf dem Kopf, atemlos in's Zimmer tritt. „Mein Herr“, beginnt der Fremde in erregtem Tone, „Ihr Betragen ist höchst unbillig eines Gentlemans. Man benutzt nicht die Verlegenheit eines jungen Mädchens, das sein Portemonnaie vergessen hat, und zieht ihm zwanzig Pfennige an. Meine Tochter war dem Pferdebesahmmagen durch öftere Fahrten bekannt und brauchte daher Ihr Geld nicht. Hier sind Ihre zwanzig Pfennige, meine Tochter und ich wollen Ihnen nichts schuldig sein.“ Während der bide Herr mit großer Zungenfertigkeit spricht, beginnt er in seinen Taschen zu suchen. „Bedor noch der erlauchte Adolf Müller ein einziges Wort hervorzu bringen vermochte, zeigte sich eine neue Person. Ein erbitterter Droschkenfutscher mit der Peitsche in der Hand tritt mit drohender Miene in's Zimmer. „Na, was wird denn nun daraus?“ ruft der Kutscher. „Wie lange soll ich noch warten? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nur diese eine Tour fahren könne, und ich habe das Fahrgeld nicht bekommen.“ Herr Schwarz durchwühlte alle seine Taschen, ist erst ganz blaß, dann purpurnroth geworden, dann lila und wieder purpurnroth. Schließlich kommt er zu der Ueberzeugung, daß alles Suchen vergebens sei, und sagt mit halberstimmter Stimme: „Ich... habe... mein Portemonnaie... vergessen!“ „Ja, diese Ausrede kennen wir!“ erwiderte der Kutscher. „Na, denn man muß nach dem Polizeibureau.“ Bei diesen letzten Worten machte der Kutscher Miene, den unglücklichen Herrn Schwarz am Arm zu erfassen. „Doch Adolf Müller — eine wahre Vorlesung für die Familie Schwarz — hat bereits den Kutscher bezahlt.“ „Sie erlauben wohl?“ sagte der junge Mann mit ausgefuchter Höflichkeit zu Herrn Schwarz, der gerade noch so viel Kraft hat, um zu stottern: „Mit Vergnügen, aber geben Sie ihm nur zehn Pfennige Trinkgeld, nicht mehr.“ Antonie's Vater, der kaum vor einer halben Stunde nicht begreifen konnte, daß man nicht zwanzig Pfennige habe, um seinen Platz im Pferdebesahmmagen bezahlen zu können, beginnt jetzt einzulachen, daß es ein glücklicher Zufall ist, wenn man jemand trifft, der bereit ist, einem eine Mark und zehn Pfennige zu leihen, um einen erbotenen Droschkenfutscher zu befriedigen. Er sagte daher auch mit einem fast freudlichen Acheln: „Herr... Herr Müller, nicht wahr? Eine Mark und zehn Pfennige, sowie zwanzig Pfennige machen eine Mark und dreißig Pfennige. Die ich Ihnen schuldi bin. Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, mit mir zu Mittag zu speisen, können wir sofort die Sache ordnen. Ich liebe es, meine Schulden sofort zu bezahlen.“ Eine Viertelstunde später deckt Martha ein drittes Kuvert. Für die Zustufen sitzen immer drei Personen am Tische, denn einen Monat später findet die Trauung des Fräulein Antonie Schwarz mit dem Herrn Secretär Adolf Müller statt. Und Papa Schwarz pflegt zu sagen: „Man soll nie Geld von jemand leihen. Ein Mal in meinem Leben mußte ich eine Mark und zehn Pfennige leihen, und um sie zu bezahlen, war ich gezwungen, dem Betreffenden meine Tochter mit vierzigtausend Mark Mitgift zu geben.“ — Gleich e n f i c h t. Sie: „Wie man alle Klagen bis drei Uhr im Wirtschaftsraum sigen kann, das ist mir ganz räthselhaft.“ Er: „Mir auch! Deshalb ist es ja auch alle Klagen so lang d'rinn und such' dieses Räthsel zu lösen!“

Das Fahrgeld verlangte. Was sollte ich sagen? Ich war vor Verlegenheit und Schred ganz roth im Gesicht geworden. Der Schaffner hand immer noch mit ausgestreckter Hand vor mir und wartete auf das Fahrgeld, als in demselben Augenblick ein eleganter junger Herr, der neben mir saß, so lebhaft und so züchtig Pfennige für mich zu bezahlen.“ „Das ist reizend, Antonie! Auf welche Weise willst Du dem jungen Mann die zwanzig Pfennige zurückgeben?“ „Ich habe ja keine Karte bekommen. Vater, hier ist sie. Du kannst selbst sehen, Adolf Müller, Secretär im Ministerium des Innern.“ Schwarz warf jedoch ärgerlich seine Serviette auf den Tisch und sagte: „Martha, hole mir eine Droschke. Ich will zu diesem Herrn Müller fahren, ihm seine zwanzig Pfennige zurückgeben.“ Herr Schwarz hat seinen Rod angezogen den Hut aufgesetzt und wird immer ärgerlicher. „Der Wagen hält vor der Thür“, sagte Martha, „aber der Kutscher sagte, er könne nur eine Tour fahren, weil er später bestellt ist.“ „Nun, dann werde ich zur Rückfahrt einen andern Wagen nehmen.“ Nachdem Herr Schwarz das Haus verlassen hat, erzählt Fräulein Antonie ihrer „alten Freundin“, daß sie Herrn Müller schon viel länger gekannt habe, als sie ihrem Vater eingestanden hatte, daß er jeden Mittag in demselben Pferdebesahmmagen eingekiegt sei, daß sie sehr wohl bemerkt habe, daß sie seine Aufmerksamkeit erwecke u. s. w. „Na, das ist eine nette Geschichte!“ rief die erschredete Haushälterin. „Indes geht Herr Adolf Müller in seiner Zungegehemwohnung auf und ab, als es plötzlich an der Thür klopfte und ein bider Herr, einen Stod in der Hand und den Hut schräg auf dem Kopf, atemlos in's Zimmer tritt. „Mein Herr“, beginnt der Fremde in erregtem Tone, „Ihr Betragen ist höchst unbillig eines Gentlemans. Man benutzt nicht die Verlegenheit eines jungen Mädchens, das sein Portemonnaie vergessen hat, und zieht ihm zwanzig Pfennige an. Meine Tochter war dem Pferdebesahmmagen durch öftere Fahrten bekannt und brauchte daher Ihr Geld nicht. Hier sind Ihre zwanzig Pfennige, meine Tochter und ich wollen Ihnen nichts schuldig sein.“ Während der bide Herr mit großer Zungenfertigkeit spricht, beginnt er in seinen Taschen zu suchen. „Bedor noch der erlauchte Adolf Müller ein einziges Wort hervorzu bringen vermochte, zeigte sich eine neue Person. Ein erbitterter Droschkenfutscher mit der Peitsche in der Hand tritt mit drohender Miene in's Zimmer. „Na, was wird denn nun daraus?“ ruft der Kutscher. „Wie lange soll ich noch warten? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nur diese eine Tour fahren könne, und ich habe das Fahrgeld nicht bekommen.“ Herr Schwarz durchwühlte alle seine Taschen, ist erst ganz blaß, dann purpurnroth geworden, dann lila und wieder purpurnroth. Schließlich kommt er zu der Ueberzeugung, daß alles Suchen vergebens sei, und sagt mit halberstimmter Stimme: „Ich... habe... mein Portemonnaie... vergessen!“ „Ja, diese Ausrede kennen wir!“ erwiderte der Kutscher. „Na, denn man muß nach dem Polizeibureau.“ Bei diesen letzten Worten machte der Kutscher Miene, den unglücklichen Herrn Schwarz am Arm zu erfassen. „Doch Adolf Müller — eine wahre Vorlesung für die Familie Schwarz — hat bereits den Kutscher bezahlt.“ „Sie erlauben wohl?“ sagte der junge Mann mit ausgefuchter Höflichkeit zu Herrn Schwarz, der gerade noch so viel Kraft hat, um zu stottern: „Mit Vergnügen, aber geben Sie ihm nur zehn Pfennige Trinkgeld, nicht mehr.“ Antonie's Vater, der kaum vor einer halben Stunde nicht begreifen konnte, daß man nicht zwanzig Pfennige habe, um seinen Platz im Pferdebesahmmagen bezahlen zu können, beginnt jetzt einzulachen, daß es ein glücklicher Zufall ist, wenn man jemand trifft, der bereit ist, einem eine Mark und zehn Pfennige zu leihen, um einen erbotenen Droschkenfutscher zu befriedigen. Er sagte daher auch mit einem fast freudlichen Acheln: „Herr... Herr Müller, nicht wahr? Eine Mark und zehn Pfennige, sowie zwanzig Pfennige machen eine Mark und dreißig Pfennige. Die ich Ihnen schuldi bin. Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, mit mir zu Mittag zu speisen, können wir sofort die Sache ordnen. Ich liebe es, meine Schulden sofort zu bezahlen.“ Eine Viertelstunde später deckt Martha ein drittes Kuvert. Für die Zustufen sitzen immer drei Personen am Tische, denn einen Monat später findet die Trauung des Fräulein Antonie Schwarz mit dem Herrn Secretär Adolf Müller statt. Und Papa Schwarz pflegt zu sagen: „Man soll nie Geld von jemand leihen. Ein Mal in meinem Leben mußte ich eine Mark und zehn Pfennige leihen, und um sie zu bezahlen, war ich gezwungen, dem Betreffenden meine Tochter mit vierzigtausend Mark Mitgift zu geben.“ — Gleich e n f i c h t. Sie: „Wie man alle Klagen bis drei Uhr im Wirtschaftsraum sigen kann, das ist mir ganz räthselhaft.“ Er: „Mir auch! Deshalb ist es ja auch alle Klagen so lang d'rinn und such' dieses Räthsel zu lösen!“